

Abend-



Zeitung.

Acht und zwanzigster Jahrgang.

156.

Sonnabend, am 28. December 1844.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Der Feind.

Der Adler lauschet
Auf seinem Horst,

Der Keiler rauschet
Zur Kesselforst,

Das Käglein klinket,
Am Ast sich fest,

Der Wolf, er kinket
Zum Felsenest.

Das Damwid streichet
Zum Dickicht ein,

Der Fuchs still schleichet
Zum Bau hinein,

Aufflugt, hinflüget
Das scheue Reh,

Die Köffel spüget
Der Has' im Klee,

Die Ente ducket
Im dichten Rohr,

Das Fischlein gucket
Nicht mehr hervor,

Und Alles schweiget
Im Hinterhalt —

Der Mensch sich zeigt —
Geht durch den Wald.

Scherenberg.

Die Nacht in Osterode.

Ein Bruchstück aus dem Leben des Herzogs
Carl von Braunschweig.

(Fortsetzung.)

Die braunschweigischen, der revolutionären Regierung anhängenden Behörden hatten indessen auch ihre Vorsichtsmaßregeln getroffen und mehre Punkte der Grenze mit Militär besetzt, welches ein Hauptmann befehligte. Diesen hatte der Herzog auffordern lassen, zu seiner Pflicht zurückzukehren und sogleich zu ihm nach Ulrich zu kommen. Der Hauptmann fand indessen nicht für gut, der Aufforderung Folge zu leisten, sondern warnte den Herzog schriftlich, nicht weiter vorzurücken, und rieth ihm, jedes tollkühne Unternehmen aufzugeben, da er dabei leicht sein Leben auf's Spiel setzen könne.

Die Anhänger des Herzogs wollten noch in derselben Nacht die Soldaten angreifen, welche an der Grenze standen und zu der Partei des Prinzen Wilhelm hielten; allein der Herzog zog es vor, erst noch Verstärkungen abzuwarten, welche sicher noch vor dem Morgen eintreffen würden, und dann zuerst den Versuch zu machen, ob man die Soldaten nicht gewinnen könne. Gewiegt von der süßen Hoffnung, am andern Tage an seinem Feinde Rache zu nehmen, schloß der Herzog in Ulrich; aber ach, kein Engel brachte ihm über Nacht den verloren gegangenen Heldenthum der Welfen, mit welchem ausgerüstet dem Herzoge allein sein Unternehmen hätte gelingen können.

Am andern Morgen umwogte das Gasthaus eine zahlreiche Menge, welche die friische Nachtluft indessen ziemlich abgekühlt haben mochte. Der Herzog mischte sich unter das Volk, bereit, an seiner Spitze die Grenze des Herzogthums zu überschreiten. Ein Dekonom, der ein hübsches, aber sehr wildes Pferd ritt, bot ihm dasselbe zum Verkauf an; der Herzog kaufte es, und zwar, was bei seiner gewöhnlichen Sparsamkeit ein Wunder zu nennen war, ohne zu handeln; aber das

Thier stellte sich so ungeberdig, daß es sich überschlug, als es der Herzog besteigen wollte. Um keinen Preis hätte er jedoch davon abgelassen, das wilde Thier zu reiten, und es gelang ihm in der That, es zu bändigen.

Man rieth dem Herzoge, die Grenze an einem Punkte zu überschreiten, die nicht von Militär besetzt war; aber es fehlte ihm an Vertrauen zu seinen Anhängern, und er erwartete nur einen glücklichen Ausgang seines Unternehmens, wenn es ihm gelang, das Militär auf seine Seite zu bringen. In dieser Hoffnung rückte er dem ersten braunschweigischen Posten entgegen, der aus acht bis zehn Mann schwarzer Jäger und einigen berittenen Ordonnanzen bestand. In einer Entfernung von etwa fünfhundert Schritten hielt eine stärkere Abtheilung. Der Herzog trug einen blauen Ueberrock, der bis unter das Kinn zugeknöpft war, dunkelgraue Beinkleider und eine Mütze von Wachstuch. In der Hand hielt er den bloßen Degen und aus den Halstern neben dem Sattel sahen Pistolen hervor.

In geringer Entfernung von dem Posten machte der Herzog mit seinem zahlreichen Gefolge Halt. Er befahl dem commandirenden Lieutenant, den Degen einzustecken, indem er dasselbe that. Der Offizier gehorchte, und es entspann sich zwischen ihm und dem Herzoge ein Gespräch, welches indessen nicht das Resultat hatte, welches der Letztere wünschte. So in seinen Erwartungen getäuscht, machte er Kehrt, und beschloß nun den Versuch zu machen, an einem unbewachten Punkte über die Grenze zu gehen. Man hatte ihm das hannöverische Städtchen Osterode als einen geeigneten Punkt bezeichnet, von dem aus sich sein Vorhaben am leichtesten ausführen lasse. Da er die ausgestellten militärischen Posten zu vermeiden wünschte, und die Wege entsehrlich schlecht waren, so mußte er große Umwege machen. Sein Pferd hatte er dem Dekonomen für den vierten Theil des Kaufpreises wieder zurückgegeben und war in seinen Wagen gestiegen. Erst um neun Uhr Abends kam er in Osterode an und stieg hier im Gasthause zum deutschen Hause ab.

Das Mißglücken des ersten Versuches, auf den der Herzog wahrscheinlich seine ganze Hoff-

nung gesetzt, hatte ihn sehr niedergeschlagen und ängstlich gemacht. Er hatte die Ahnung, daß er Gefahren entgegenging, was ihn veranlaßte, seinen englischen Bedienten bürgerliche Kleidung anlegen und in den Wagen steigen zu lassen, während er sich selbst als Bedienter auf den Boock setzte. In Osterode angekommen, sprang der Herzog vom Boock, um seiner Bedientenrolle gemäß den Schlag des Wagens zu öffnen; allein der Wirth kam ihm zuvor und half dem darin sitzenden, zum Herzog erhobenen Bedienten aussteigen. Der Engländer konnte sich indessen nicht besonders in seine Rolle finden, und verrieth die Verkleidung dadurch, daß er sich durchaus weigerte, vor seinem Bedienten, dem Herzoge, in das Haus zu treten.

Diesem war es durchaus nicht behaglich zu Muth. In seinem Zimmer angekommen, war er sogleich darauf bedacht, es in Vertheidigungszustand zu setzen. Alle Thüren, bis auf eine, vor welcher der französische Bediente schlafen sollte, wurden mit Tischen und Kommoden verbarricadirt, um wenigstens gegen den ersten Anfall geschützt zu sein. Als diese Vorsichtsmaßregeln getroffen waren, hörte man das Gemurmel einer Menge von Menschen, die sich vor dem Gasthose versammelten, während der Wagen des Herzogs in die Remise gebracht wurde. Um zu erfahren, ob diese Menge eben so freundliche Gesinnungen hege, wie das Volk in Ellrich, oder ob nur die Neugierde sie herbeilocke, öffnete der Herzog leise ein Fenster, und wurde Ohrenzeuge einer Unterhaltung, die ihn vollständig ins Klare setzte. Er hörte eine Stimme sagen: „Wir wollen ihn packen und ihn todtschlagen; es wäre eine ewige Schande, wenn er uns entwischt.“ Andere sprachen dagegen; allein sie wurden bald von den Freunden des ersten Redners überstimmt, die indessen noch nicht genau wußten, ob der Herzog auch wirklich im Hause sei, woran sie zweifelten, da er aus Vorsicht kein Licht hatte anzünden lassen. Um ihn an's Fenster zu locken, erhoben sie das Geschrei: „Es lebe der Herzog Carl!“ Da dieses jedoch keinen Erfolg hatte und der Herzog sich ganz ruhig verhielt, so wurde die Menge ungeduldig und ein Hagel von Steinen flog durch die Fenster.

„Gnädigster Herr,“ sagte sein französischer Kammerdiener Deportes, „es scheint mir am Besten, wir sehen zu, wie wir davon kommen.“

„Durchaus nicht,“ antwortete der Herzog, „wir sind gut bewaffnet und die Thüren verrammelt. Gehen sie uns zu Leibe, dann wollen wir sie mit Schüssen empfangen.“

„Es wäre indessen doch besser,“ meinte der Kammerdiener, „wenn wir vorher versuchten, wie wir entwischt.“

„Wir wollen sehen,“ antwortete der Herzog, und ließ den Wirth rufen. Dieser kam. Der Herzog verlangte von ihm einen der Gegend kundigen Führer.

„Oh, ich errathe Ihre Absicht,“ antwortete der Wirth, „aber es ist zu spät; das ganze Haus ist von Ihren Verfolgern umringt; ich erkenne Sie wohl, gnädigster Herr, Sie sind der Herzog von Braunschweig.“

„Sie sind in völligem Irrthume, mein Vester.“

„Durchaus nicht, ich habe wohl mehr als zwanzig Mal die Ehre gehabt, Ew. Durchlaucht zu sehen. Sie können Sich aber auf mich verlassen, ich bin ein geborner Braunschweiger.“

„Sind die Postillons noch hier, die mich hierher gebracht haben?“

„Nein, Ew. Durchlaucht; allein das würde auch nichts helfen, denn das Volk hat Ihren Wagen in Beschlag genommen.“

„Aber Sie haben doch wenigstens ein Pferd?“

„Nein, Durchlaucht.“

„Aber doch eine Gartenthür, die ins Feld hinausführt?“

„Ja, gnädigster Herr, aber ich habe nicht den Muth, Ew. Durchlaucht dort hinauszulassen, denn erföhre das Volk, daß ich Ihnen beigestanden habe, so würde es mir das Haus niederreißen.“

Während dieser Unterredung gingen einige Personen ab und zu, welche dem Wirth etwas zuflüsterten und von ihm ebenso geheime Anweisungen erhielten. Der Lärm vor dem Hause wurde immer drohender, und man hörte den Widerhall der Schläge, welche die Hausthür einzuschlagen beabsichtigten.

Hierauf ging der Wirth hinaus, indem er sagte, daß er zusehen wolle, ob sich vielleicht

vom Boden aus ein Ausweg finde, indem man ein Loch in das Dach mache.

Der französische Bediente, der unterdessen im Hause umhergestöbert hatte, kehrte nun in das Zimmer zurück und berichtete, daß kein Augenblick zu verlieren sei, wenn man sich retten wolle, indem die Postillone, welche den Herzog nach Osterode gebracht hatten, nur mit Mühe die Hausthüre hielten, die bereits unter den Schlägen von Außen nachgebe. Er beschwor den Herzog, durchaus nicht dem Wirthe zu trauen, denn er sei Zeuge gewesen, wie dieser die hannöverschen Gens'd'armen zurückgeschickt habe, mit der Versicherung, daß der Herzog ihre Dienste nicht annehme, und sie, wenn sie blieben, jedenfalls mit diesem niedergehauen werden würden. Von dem Weg durch das Dach, bemerkte Deportés, habe der Spitzbube von Wirth gewiß nur gesprochen, um ihn auf den Boden zu locken und dort umzubringen.

Diese Rede war eben nicht geeignet, dem Herzoge Muth einzulößen. Um sich von der Aussage seines Bedienten zu überzeugen, ging er auf den Vorsaal und sah über das Treppengeländer hinweg nach der Hausthür, die wirklich mit großer Mühe von den Postillonen gehalten wurde und jeden Augenblick einzustürzen drohte. Jetzt war in der That kein Augenblick mehr zu verlieren. Der Herzog erblühte rechts ein offenes Fenster, und sein Entschluß war gefaßt. Er ertheilte dem englischen Bedienten den Befehl, bei der Equipage zurückzubleiben, und schwang sich dann durch das Fenster. Deportés, dem unendlich wohlter wurde, als es an das Ausreißen ging, folgte ihm mit leichtem Herzen und noch leichterem Fuße.

Der Eigenthümer des „deutschen Hauses“ war indessen ein viel zu höflicher Wirth, als daß er seinen hohen Gast so ohne Abschied hätte abreißen lassen sollen. Der salto mortale desselben war ihm nicht entgangen und athemlos holte er den Herzog in seinem Hofe ein.

„Wo ist Ihre Gartenthür?“ fuhr ihn dieser an.

„Ich habe keine Lust, sie Ihnen zu zeigen,“ antwortete der Wirth und ergriff den Herzog am Arme.

Auf die Frage desselben hatte jedoch ein wahrscheinlich im Gasthose dienender Knecht einige Schritte und eine bezeichnende Bewegung gemacht, welche die Richtung verrieth, in der die Gartenthür zu suchen war. Dem Herzoge entging dieser Wink nicht, er befreite sich mit einem Ruck aus den unverschämten Fäusten des Gastwirths und stürzte in der Richtung fort, welche ihm angedeutet worden war. Er fand zwischen einem Pferdestalle und einer hohen Mauer die so sehr ersehnte Thür; allein sie war fest verschlossen. „Den Schlüssel!“ verlangte der Herzog wüthend von den ihm auf den Fersen folgenden Wirth, der ganz ruhig erwiderte, daß er ihn nicht habe.

Nun war guter Rath theuer. Zurück wollte der Herzog um keinen Preis, denn von der Straße her schallte ihm das Gebrüll seiner Verfolger entgegen. Wollte er ins Freie gelangen, so mußte er das Dach eines Hühnerstalles erklettern, was ihm auch gelang, indem er auf den Rücken seines Bedienten und so weiter stieg. Deportés folgte mit Leichtigkeit, während der Gastwirth ins Haus zurückrannte.

Auf dem Dache des Hühnerstalls hielten Se. Durchlaucht mit Ihrem einzigen Minister, Feldmarschall und Kammerdiener Kriegsrath. Es war nicht genug, diesen hohen Standpunkt erreicht zu haben, man mußte auch auf der andern Seite hinunter, und wer bürgte bei der Dunkelheit dafür, daß der Herzog nicht geradezu der Gefahr in den Rachen sprang? Alle Zugänge zu dem Gasthose schienen besetzt und nirgends ein Ausweg zu sein. Um die Verlegenheit noch größer zu machen, entdeckte Deportés, daß man sich gewissermaßen in einem Käfig befand, indem das Dach nach der Feldseite zu mit Latten von vier Fuß Höhe eingefaßt war, um jedes Uebersteigen unmöglich zu machen. Der Herzog faßte indessen zwei Latten, brach sie in der Höhe des Daches ab und sprang mit seinem Kammerdiener hinunter.

Alles dies konnte nicht ohne Geräusch abgehen. Kaum waren Beide auf der andern Seite angelangt, so blieben sie fast vor Schrecken liegen, als ihnen aus ziemlicher Nähe ein entsetzliches „Werda!“ entgegengebrüllt wurde. Es kam

von der großen Landstraße, die von dem Felde, auf dem sich der Herzog und sein Kammerdiener befanden, nur durch einen Graben und eine Hecke getrennt war. Um das Entsetzen aufs Höchste zu steigern, hörten sie in der unglückseligen Gartenthür einen Schlüssel umdrehen.

Wir sind der unmaßgeblichen Meinung, daß bei diesem Geräusch das Herz Sr. Durchlaucht bei weitem stärker klopfte, als das seines tapfern Vaters in der Schlacht bei Waterloo, und einige Winke, die in späterer Zeit Herr Deportés fallen ließ, lassen sehr stark vermuthen, daß der Herzog von demselben Gefühl ergriffen wurde, welches Friedrich den Großen bei dem Donner der Kanonen von Mollwitz überkam. Als er aber gar hörte, wie aus dieser Gartenthür der Gastwirth an der Spitze einiger Leute hervorkroch, die schrieten: „Packt ihn, schlägt ihn todt!“ da gingen alle andern Begriffe in dem einzigen Begriffe Laufen unter. Se. Durchlaucht liefen sehr und Herr Deportés nicht minder, ja noch weit mehr, so daß der Herzog, der einen schweren Pelz trug, ihn am Arm ergreifen mußte, um nur nicht von ihm getrennt zu werden. Deportés hatte überhaupt weit mehr von der Natur des Hasen, als der Sprößling der Welfen. Als ersterer das mordgierige Gebrüll der Verfolger hinter sich hörte, vergaß er gänzlich die Bestimmung des geladenen Pistols, welches er, gleich wie der Herzog, in der rechten Hand trug.

„Ich glaube, wir sind verloren, gnädigster Herr,“ keuchte er außer Athem, „doch machen Sie es nur wie ich, vielleicht gelingt es uns doch, zu entweichen.“

Sein Haseninstinct gab ihm eine List an die Hand, welche diese Thiere oft mit Erfolg anwenden, wenn sie von Windhunden verfolgt werden. Er drückte sich auf allen Vieren platt in einen Graben, der sich zwischen zwei Hecken dahinzog. Der Herzog folgte seinem Beispiele.

Dies Mittel half in der That. Die Verfolger dachten wie die Hunde, daß ihnen nämlich ihre Beute nur durch Schnelligkeit, nicht durch List entrückt sei, und rannten was sie konnten geradeaus. Tief aufathmend stand Deportés auf und spitzte die Ohren. Von allen Seiten hörte man pfeifen, wodurch sich die Verfolger des Her-

zogs signalisirten, nur von der Seite der Landstraße nicht. Wahrscheinlich hatte der dort zunächst dem Gasthose stehende Posten seinen Platz verlassen, um sich denen anzuschließen, welche auf der Spur des edlen Wildes zu sein meinten, daß von ihnen gehegt wurde.

Der Graben und die Hecke, welche zwischen der Landstraße und den Fliehenden lag, wurde von ihnen mit Leichtigkeit übersprungen; allein trotz der Dunkelheit gewahrten sie doch bald, daß ihnen der Weg nach allen Seiten, außer nach Osterode hin, abgeschnitten war. Sie mußten sich daher entschließen, den letzteren einzuschlagen, so gern sie auch hundert Meilen von dem verdammten Neste entfernt gewesen wären.

Der Luxus in Pelzwerk scheint nicht bedeutend in dem hannoverschen Städtchen, denn wahrscheinlich zog nur der Pelz, den der Herzog trug, die besondere Aufmerksamkeit einiger verdächtigen Gestalten auf sich, die den Fliehenden in einiger Entfernung nachschlichen, obgleich diese sich so sorglos wie möglich benahmen und ihre Beine zum Schritt zwangen, obgleich der Hase in ihrem Herzen aus Leibeskräften Lauf! schrie. Deportés forderte den Herzog mehrmals auf, doch in irgend ein Haus zu treten, um sich den Verfolgern zu entziehen, aber er wollte davon nichts hören.

Die Verfolger suchten den Herzog und seinen Bedienten durch allerlei einladende Pf! — Ihr da! — Hört Mal! u. s. w. zum Stehen zu bringen, was ihnen indessen nicht gelang; ja im Gegentheil, diese Zauberwörtchen, welche besonders für weibliche Dämmerungsfalter gewöhnlich arretirende Kraft haben, wirkten auf die Beine der Flüchtlinge wie der anstoßende Finger auf den Pendel einer Uhr. Sobald sie in eine etwas abgelegene Straße gekommen waren, rannten sie aus Leibeskräften, und hielten nicht eher an, als bis sie auf einem freien Plage anlangten, an welchem eine Kirche steht.

Zwei Wege lagen nun vor ihnen. Der eine ging längs der Kirche vorbei und der andere zwischen zwei hohen Mauern hin, von denen die eine wahrscheinlich ein Nest der Stadtmauer war. Den Weg, auf welchem man gekommen war, konnte man unmöglich wieder einschlagen, denn

das hieß den Verfolgern in die Hände laufen, allein wohin sollte man sich wenden? Viel zu wählen war da nicht. Deportés behauptete, die Straße bei der Kirche führe in einen sogenannten Sack. Da augenblicklich kein Verfolger zu hören war, so beschloß der Herzog eine Reconoscirung zu unternehmen, während sein Kammerdiener auf der Lauer bleiben und bei dem ersten Zeichen von Gefahr ein Signal geben sollte. Der Herzog entdeckte, daß Deportés Recht gehabt und die Straße wirklich keinen Ausgang hatte; es blieb nun einzig und allein das enge Gäßchen übrig. Der Herzog hatte durchaus keine Lust, sich hineinzuwagen, denn wurde er hier verfolgt, so war er verloren, wenn vielleicht keine Quergasse vorhanden war. Er beschloß daher, jetzt Deportés Lauerposten einzunehmen und diesen nun gewissermaßen als Senkblei zu gebrauchen.

(Schluß folgt.)

Correspondenz - Nachrichten.

Aus Leipzig im November.

(Schluß.)

Hätte unsere Bühne keine andere Schauspielerin für die Louise, als die, welcher diese Rolle übertragen war, wohl, so müßten wir uns befriedigt erklären. Aber hatte nicht der Bühnenvorstand die Wahl zwischen zwei anderen Künstlerinnen, die beide die Louise schwerlich ungenügender, mutmaßlich aber wahrer gegeben haben würden? Ueber Frau Bergmann, welche auf andern Bühnen in Rabale und Liebe gespielt haben soll, wollen wir uns kein Urtheil erlauben, weil wir sie zu selten sahen. Sie ist erst einige Male aufgetreten. Aber Fräulein Bernhard scheint uns durchaus geeignet gerade für die Rolle der Louise. Frä. Bernhard hat es noch nicht zu der Leichtigkeit gebracht, welche Frä. Baumeister in hohem Grade besitzt: sie scheint noch jeden Augenblick von dem Bewußtsein, daß sie auf den Brettern vor einem Publikum stehe,

gedrückt zu werden. Frä. Bernhard declamirt ebenfalls ihre Rollen und sogar viel auffälliger, obschon sie ü und i, eu und ei, pf und f nicht verwechselte. Ihre Sprache erscheint gespreizt und selbst kokett, weil sie weder Wortaccent, noch Satzaccent scharf genug hervorhebt, dagegen die untergeordneten Sylben und Wörter meist viel zu stark trägt, zu deutlich einzeln ausspricht. Das Sagen soll Gedanken mittheilen. Die Wörter und gar die Sylben sind nichts als ein Mittel, dieses Ziel zu erreichen, aber sind nicht ihrer selbst wegen da. Diese beiden Momente verderben zur Zeit noch das Spiel der Frä. Bernhard, allein ihre natürlichen Mittel sind viel günstiger, ihre Stimme hat viel Schmelz, ihre Anlage ist weit größer und sie wird die schwierigere Aufgabe erfüllen. Durch den Schleier, welchen Befangenheit und Manier weben, leuchtet hin und wieder ein mächtiges Feuer durch, ungewöhnlich tiefe Empfindung und gewaltige Kraft. Frä. Bernhard hat den seltenen Pathos, den die ernste Tragödie erheischt. Das ist kein Pathos der Rede, sondern ein Pathos des Gemüths, wie der Grieche das Wort verstand. Fleißiges Studium, große Anstrengung ist in ihrem Spiele leicht zu bemerken. Ja, wir erstaunen über die Umwandlung, die mit ihr vor unsern Augen vorgegangen ist, von der Klärchen im Egmont, ihrer Antrittsrolle, die uns und wohl Alle kalt ließ, bis zu der Wahrheit als Gemahlin „Morigens von Sachsen.“ Sie wurde mit Recht mitten in diesem Stücke gerufen. Ein sicheres Prognostikon über die Zukunft eines jungen Weibes läßt sich nicht eher stellen, als bis die verhängnißvollen Jahre vorüber sind, weil das Weib sich nicht rein aus sich selbst entwickelt, sondern das wird, was Männer in sie legen; wenn aber Frä. Bernhard so fortfährt, fast von Aufführung zu Aufführung sich zu vervollkommen, so würden wir ohne Bedenken sagen, daß sie vor allen Mitspielern der hiesigen Bühne die glänzendste Zukunft habe. Für eine Künstlerin ist es ein Unglück, wenn sie schön ist. Zu früh, zu reichlich wird ihr Lob gespendet. Fräul. Bernhard soll schön sein: lasse sie durch Weihrauchdunst sich nicht betäuben und hüte sie sich, in den Triumphen des Weibes Triumphe der Künstlerin zu sehen. Ihre Darstellungen sind noch nicht ganz frei von Unnatur. Das paßt in unserm Falle. Schiller verstand es lange nicht, junge unschuldige Mädchen zu malen, nur die sehr männliche und etwas kokette Milsford gelang seinem Griffel. In seinen Weibergestalten hat er nie die Vollendung Göthes erreicht, so wenig, wie Göthe die himmelstürmende Kraft der Schillerschen Männer hervorbringen konnte. Dieser Vorzug und diese Mängel gehen aus der innersten Natur beider Dichter hervor. Amalie in den Räubern ist nur ein Schatten, erst die sinnlich glühende Eboli wird ein lebenswarmes Mädchen. Zwischen beiden steht die Louise mit ihrem unnatürlichen Schwunge. Spricht das sechzehnjährige Mädel doch wie der Dichter Schiller! Die Milsford

sagt auch zu ihr: „Unerbört, unbegreiflich! Mein Mädchen! Nein! Diese Größe hast du nicht auf die Welt gebracht und für deinen Vater ist sie zu jugendlich. Ich höre einen andern Lehrer!“ Gerade diese Ueber-
spannung in Schiller's Geist auszudrücken, war Fr. Bernhard vor allen befähigt.

Die übrigen Mitspieler verdarben nichts. Frau Eicke (Miller's Weib) spielt Mütter ganz nüchtern. Als „Frau im Hause“ predigte sie ein wenig, doch war das wohl ihre Aufgabe. Herr Stürmer gab sich viel Mühe, den Präsidenten würdig auszudrücken, indeß fehlte ihm die nöthige Energie, um größere Wirkung zu thun. Der Kammerdiener des Fürsten sprach ergreifend.

Rechnen wir nun noch die Günther (jetzt Frau D. Bachmann), Herrn Marder, Ulram, Bickert und Linke, die Komiker Berthold und Ballmann hinzu, so haben wir wohl sämtliche Kräfte für das Schauspiel überblickt. Ueber die Munterkeit und Schalkhaftigkeit der Günther verlieren wir kein Wort; sie und die beiden Komiker gehörten schon der Ringelhardtschen Gesellschaft an. Herr Marder agirt mit Sängermanier in den allerschlechtesten Heldenrollen, wobei die tragische Muse ihr Haupt verhüllt. Er kann nicht sprechen, nicht stehen, nicht gehen; die leichteren Rollen spielt er natürlicher, ein einziges Mal sahen wir ihn einen Charakter auffassen, als Gratiano im „Kaufmann von Venedig“, wo er (und er allein)

die rechte Lebendigkeit des aufgereimten Italieners traf. Hr. Ulram hat viel reiche Mittel, versteht aber noch keinen rechten Gebrauch von ihnen zu machen. Es scheint ihm an theoretischer Einsicht zu gebrechen, vielleicht bildet er sich aber noch. Man sieht, unserer Bühne fehlt nur ein Held, den sie in Hr. Wagner aus Pesth ebstens bekommen soll, um die großen Dramen Göthe's, Schiller's und Shakespeare's mit Glück vorführen zu können. Doch werden schon am 8. Dec. Schiller's Räuber uns vorgeführt werden.

Die letzte Person, von der wir sprechen, ist — das Publicum selbst. Gehört es ja auch zur Darstellung! Während einer Aufführung wie außer dem Theater streiten in ihm um den Vorrang wunderbar richtiges Gefühl für das Große und unbedachte Vorliebe für einzelne Schauspieler. Wenn am 10. Nov. Fr. Baummeister zu ihm declamirte, oder wenn an andern Abenden Herr Marder recht arg schrie, schlug es in die Hände und rief Bravo. Bei der Schillerfeier mußte es im Gedanken der Anforderungen, welche Schiller selbst in seinem Leben machte, nur die ehren, welche in den Geist des Dichters wirklich eingedrungen waren. Daß es zu freigebig Lob spendete, urtheilten nachträglich Leute, die den höhern Ständen nicht angehören, indeß so richtige Ansichten laut werden ließen, wie wir sie manchem Herrn aus der feinen Gesellschaft wünschten. Aber das Publicum im Ganzen erschien uns lebenswürdig, als es nach dem zweiten Acte so mächtig ergriffen war. H. W.

Feuilleton.

Ueber die Eintheilung einer französischen politischen Zeitung entnehmen wir dem almanach comique für 1845 Folgendes. Das Journal beginnt mit dem premier Paris, dem leitenden Artikel über die Tagesfrage; es folgen die Entre-filets, kleine politische und diplomatische Nachrichten, die Chambres, d. h. die Mittheilung der Kammerverhandlungen mit den nach der politischen Gesinnung des Blattes eingestreueten: Hört! Lärm! Aufregung! Beifall u. s. w. Die vierte Stelle nimmt das Extérieur ein, das ganze Nichtfrankreich; lithographirte, schlecht übersezte Nachrichten, allen Blättern gemein, genügen hier den Bedürfnisse der Franzosen; eine „correspondance particulière“ ist schon etwas Großes. Jetzt erscheint die Rubrik Intérieur et faits divers, in der Kunstsprache der Journalisten chiens perdus genannt, mit ihren offiziellen Beförderungen, merkwürdigen Ereignissen, aufgewärmten Anekdoten u. s. w., dann die

Variétés, Nachrichten über Verhandlungen gelehrter und ungelahrter Gesellschaften, endlich die Réclames et annonces, Empfehlungen und Anzeigen. Die erstere steht hoch im Preise und füllt die Casse der Redaction; sie ist nichts als ein Puff, z. B. in der Straße N. fiel ein Herr für todt nieder, er ward in das Haus des Doctor Z., Straße so und so, gebracht und durch dessen Kunst so fort gerettet. Das Feuilleton, — wem wäre diese Parterrewohnung des Journals, wie es von Th. Gautier genannt wird, noch unbekannt, seit es die Geheimnisse und den ewigen Juden zu seinen Miethleuten zählt? 24.

In Wien herrscht ein komischer Gebrauch in der Anwendung zweier Ausdrücke. — „Da kömmt der junge Herr!“ hören Sie ein Dienstmädchen sagen. „Was ist er?“ fragen Sie, und die Antwort lautet: „Student!“ — Und nun kömmt dieser „junge Herr“ — die-

fer „Student“ und Sie erblicken einen Drei-Räse-hoch, ein Bürschchen von 10 bis 11 Jahren! — Es ist nämlich hier der Brauch, „Studenten“ nicht nur die Besucher der Universität zu nennen, sondern schon die Schüler der Gelehrten-Schulen, also alle die, welche — nach unseren norddeutschen Begriffen — mit der Zeit einmal Studenten werden können oder wollen. Es ist dies eine Art von Ehrfurcht vor der Gelehrsamkeit.

19.

Colossal. Das Einnahme-Budget der Stadt Paris, das sich im Jahre 1797 auf 513,818 Fres. belief, weist jetzt die Summe von 50 Millionen Fres. nach. Das ist in einem Zeitraum von noch nicht einem halben Seculum eine fast hundertfache Vermehrung. Aber welche Jahre, welche Ereignisse liegen auch zwischen diesen beiden Endpunkten!

Ein Unglück. Den Gatten durch den Tod zu verlieren ist ein großes Unglück — so sagen die Frauen, wenn sie's vielleicht auch nicht immer so meinen. Aber in einem Monate zweimal Witwe werden, das ist doch jedenfalls unerträglich, und — eine seltsame Laune des Schicksals. Selbige begegnete der einst so hoch gefeierten dramatisch-plastischen Künstlerin, Frau Hengel-Schüh, denn im Monate September starb ihr erster Mann, der Tenorist Eunike, und ihr letzter — vierter, der Professor D. Schüh. Von beiden war sie geschieden, welches Loos sie auch von ihrem zweiten Gatten, D. Meyer, trennte, während der dritte, D. Hengel, nach kurzer Ehe ihr durch den Tod entrisfen ward. Wir meinen, sie werde sich über die jetzt erlittenen Verluste trösten.

36.

Neulich kam eine sehr interessante Klage im Old Bailey vor. Ein Arzt, der in einer Provinzstadt ein sehr liebenswürdiges reiches Mädchen geheirathet hatte, brachte sie nach der Trauung nach London, wo sie plötzlich erkrankte und starb. Eine post mortem Untersuchung erfolgte hierauf und es ergab sich, daß die Frau Gift eingenommen hatte. Der Verdacht fiel auf den Ehemann, der endlich gestand, daß die Verstorbene aus Versehen ein Glas voll Blausäure getrunken habe, welches er unvorsichtiger Weise auf dem Nachttische hatte stehen lassen. Er brauchte zuweilen, sagte er, dieses Gift in geringen Portionen zur Magenstärkung; als er sich dessen einmal bedienen wollte, brach er beim Herausziehen des Stöpsels den Hals des Fläschchens ab, in dem sich die Blausäure befand und goß deswegen die übrige Flüssigkeit in ein Glas, woraus seine Frau unglücklicherweise trank. Der Prozeß

dauerte lange und starker Verdacht ruhte auf dem Angeklagten, der wie man glaubte, seiner Frau Gift beigebracht habe, um sich nach ihrem Tode ihres bedeutenden Vermögens zu bemächtigen. Dem ohngeachtet wurde er aber freigesprochen und kehrte in seine Vaterstadt zurück. Hatten gleich die Geschwornen seine Unschuld anerkannt, so war man doch dort ganz anderer Meinung und diese äußerte sich auf eine gar empfindliche Weise. Sein Bild wurde vom Volke vor seinem eigenen Hause zuerst gehängt, alsdann verbrannt mit vieler Ceremonie, und als der Unglückliche über diese Schmach empört, ein Pistol auf die Menge abdrückte, richtete sich die ganze Wuth des gereizten Pöbels auf seine eigene Person, und es gelang ihm nur mit großer Mühe, sich durch die Flucht zu retten. Im nächsten Augenblicke stand sein Haus in Flammen. Vor Kurzem sind die Uebelthäter, an deren Spitze einige höchst geachtete Männer standen, verhaftet worden.

Ein Gutsbesitzer in Schottland, dem es sehr schwer wurde, seinen Park vor den Wild- und Holzdieben und andern nächtlichen Schleichern zu schützen, kam auf den Gedanken durch einen „Avis au public“ die Uebelthäter vor Selbstschüssen und Fußangeln, die er aufgestellt zu haben vorgab, zu warnen. Diese List war aber umsonst, man glaubte ihm nicht. Er fiel daher auf folgendes Experiment. Er verschaffte sich aus dem Hospital ein menschliches Bein, welches er in Strumpf und Schuh hübsch kleidete. Dieses übergab er dem Ausrufer, der es in der ganzen Stadt auf einem langen Stock herunterrug, indem er dem Publico anzeigte, es sei in der vorigen Nacht in Mr. Walter's Hof' Park gefunden worden, der trostlose Eigenthümer möge sich nur melden. Seitdem hat das Wild im Parke ungestörter Ruhe genossen.

Der Dichter Campbell, der vor kurzer Zeit in Boulogne-sur-Mer starb, hinterließ einen Sohn, der als geisteskrank bisher in einer Irrenanstalt verwahrt wurde. Eine Untersuchung wurde neulich veranstaltet, woraus es sich denn ergab, daß der junge Campbell ganz gesund und bei Sinnen sei. Er wurde demnach freigesprochen und verließ unverzüglich seinen traurigen Aufenthalt. Diese Untersuchung hat viele öffentliche Klageschriften verursacht von Unglücklichen, die vorgaben, das Opfer kabsüchtiger Verwandten geworden zu sein und auf das falsche Zeugniß der Aerzte wie Geistesranke behandelt und eingesperrt wurden. Ein Klagepunkt gegen Campbell war, daß er das noch rauchende Gehirn eines frischgeschlachteten Dachsen gekostet habe.

30.

Druck von Carl Rammig
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.